

Zwei Kilometer, zwei Welten Als Sozialwissenschaftler in Deutschland Ost, dann Deutschland West

Eckhard Priller

Ich gehöre zu jener schwindenden Generation von Sozialwissenschaftlern, die zeitlich etwa in gleichem Umfang in beiden Wissenschaftssystemen, in der DDR und in der vereinigten Bundesrepublik, gearbeitet haben. 13 Jahre lang war ich wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie und Sozialpolitik an der Akademie der Wissenschaften der DDR, davor hatte ich vier Jahre lang an der Humboldt-Universität gearbeitet. Die Wende hat mich nur zwei Kilometer weit weg versetzt, und doch in eine andere Welt: Ab 1992 bis zu meinem Ruhestand im Herbst 2014 war ich am WZB tätig.

Zu den Unterschieden der Sozialwissenschaften in DDR und BRD habe ich nicht geforscht. Heute trete ich als Zeitzeuge vor Sie, und ich will nicht verhehlen, dass es mich ein bisschen nervös macht, einmal eher Untersuchungsobjekt denn -subjekt zu sein. In den letzten Monaten habe ich hier am WZB mein Büro aufgelöst. Ich habe meine Regale auf- und ausgeräumt, einige der Unterlagen musste ich wegwerfen, sie aber doch vorher in die Hand nehmen. Dabei kam mir immer wieder die Frage, woran ich mich erinnern kann, was ich wohl vergessen habe – und warum. Vom Philosophen und Soziologen Maurice Halbwachs stammt die Aussage, Geschichte und Gedächtnis seien unvereinbar. Geschichte zeichne sich durch eine unparteiliche Gleichordnung vergangener Ereignisse aus, während das Gedächtnis selektiv und wertend ist. Dies möchte ich beim Vorgetragenen gerne berücksichtigt wissen. Die Einblicke, die ich Ihnen im Folgenden gebe, reflektieren einige biografisch gefärbte Eckpunkte meiner Erfahrungen. Obwohl sie nur episodisch- und beispielhaft sind, sollen sie Raum für Objektivität und Nachdenklichkeit bieten.

Als Nachwuchswissenschaftler in der DDR

Im Jahr 1970 habe ich angefangen zu studieren, und zwar ursprünglich Finanzwirtschaft. Durch Umstrukturierungen, wie sie im DDR-Bildungssystem üblich waren, wurde das Fach von der Hochschule für Ökonomie an die Humboldt-Universität verschoben. Dort gab es die Möglichkeit, Soziologie in der Spezialisierung zu studieren. Das war damals neu; man muss wissen, dass das Fach in der DDR lange Zeit verpönt bis sogar verboten war. Soziologie war als bürgerliche Wissenschaft verschrien. 1964 fasste das Politbüro des Zentralkomitees der SED einen Beschluss zur Entwicklung der soziologischen Forschung, aber es gab immer wieder Rückschläge. Ein „Institut für Meinungsforschung“ wurde zum Beispiel wieder ganz geschlossen und auch andere Einrichtungen erfuhren Be- und Einschränkungen.

Entgegen der heute üblichen Berufs- und Karriereplanung bin ich eher zufällig in den Wissenschaftsbetrieb gelangt. In der DDR bekam jeder Hochschulabsolvent gesetzlich verankert einen Arbeitsvertrag für zwei Jahre zugesichert. An den Unis lagen Listen mit den Stellenangeboten aus, auf die man sich bewerben konnte. Für Soziologen war das Stellenangebot sehr beschränkt. Es gab zum Beispiel die Möglichkeit, als Kulturhausleiter oder in einer Personalstelle zu arbeiten. Ich wäre fast in einem Dorf nahe Dresden gelandet, in einer Weiterbildungsschule der Konsumgenossenschaft. Das hat mir aber überhaupt nicht zugesagt, und da ergriff ich die Chance, mich auf eine gerade frei gewordene Assistentenstelle an der Humboldt-Universität zu bewerben. Ich habe mit einem Anfangsgehalt von unter 800 DDR-Mark angefangen, das war etwa das durchschnittliche Facharbeitergehalt. Hinzu kam, dass es die beispielsweise für Produktions- und

Großbetriebe übliche Versorgung mit Wohnraum, Urlaubsplätzen oder Mangelwaren des täglichen Bedarfs in der Wissenschaft in der Regel nicht gab. Auch Tauschäquivalente an Leistungen und Waren, über die Handwerker verfügten, hatte man in der Wissenschaft nicht zu bieten.

Man brauchte also eine Menge Idealismus, um in der Wissenschaft tätig zu werden und dort zu bleiben. Vorteilhaft war immerhin eine recht flexible Gestaltungsmöglichkeit der Arbeitszeit. Man konnte viel zu Hause arbeiten, weil die Arbeitsplätze in den Institutionen nicht reichten. In der Regel hatte ich eine Präsenzpflcht von zwei Tagen in der Woche. Einen Telefonanschluss hatte höchstens jeder vierte Haushalt in der DDR. Wenn etwas ganz Dringendes anfiel, konnte man höchstens per Telegramm in die Arbeitsstelle gerufen werden.

Prägend für meine wissenschaftliche Laufbahn war ein Praktikum während des Studiums. Wir waren im Stahl- und Walzwerk Hennigsdorf – nicht weit von Berlin – als Interviewer in einer großen Befragung zur innerbetrieblichen Demokratie eingesetzt. Mich beschäftigte besonders: Verstehen die Beschäftigten die Fragen überhaupt? Wurden die richtigen Fragen ausgewählt, um zu erfahren, was wir wissen wollen? Sind die Antworten mehr oder weniger vorausbestimmt? Diese methodische Ebene der Forschung ist mir immer wichtig geblieben. Meine Promotion ging mit der Thematik „Indikatorengewinnung in der soziologischen Forschung“ in diese Richtung.

Nach meiner Promotion hatte ich dann das Glück, Mitarbeiter an der Akademie der Wissenschaften zu werden. Das Institut für Soziologie und Sozialpolitik wurde erst 1978 gegründet, es war also noch nicht fest etabliert, als ich dort anfiel. Dadurch bestanden gewisse Gestaltungsmöglichkeiten und Freiräume. Eine ähnliche Situation bestand übrigens in einer Reihe weiterer außeruniversitärer Forschungseinrichtungen, in denen zu Themen wie Jugend, Bildung oder Mediennutzung geforscht wurde.

Auch in meiner der Habilitation vergleichbaren zweiten Promotion – damals hieß das in Anlehnung an das sowjetische System „Doktor der Wissenschaften“ beziehungsweise doctor scientiae (sc.) – habe ich mich mit Fragen der soziologischen Informationsgewinnung beschäftigt. Befragungen der Bevölkerung waren in der DDR nur sehr begrenzt möglich, sie bedurften laut Gesetz bis zu einer Genehmigung des Ministerrats. Das hat die soziologische Arbeit natürlich sehr eingeschränkt. Die Idee in meiner Arbeit war deshalb, über die Herstellung von methodischen Verknüpfungen unterschiedlicher Erhebungen die Datengrundlage wesentlich zu verbessern. Dabei knüpften wir an Praktiken und Erfahrungen in der Bundesrepublik zum Beispiel zur Entwicklung einer Standarddemografie am damaligen Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) in Mannheim an.

Ein weiterer Schwerpunkt meiner damaligen Tätigkeit war die Thematik der Sozialindikatoren. Die Sozialberichterstattung hatte in der westlichen Welt mit dem Sputnik-Schock enorm an Aufmerksamkeit gewonnen. Fragen nach der Lebensqualität und danach, wie sie zu messen sei, nahmen in den 1970er und 1980er Jahren wesentlichen Raum ein und waren Bestandteil der Systemauseinandersetzung. An der Akademie der Wissenschaften haben wir in einer kleinen Forschungsgruppe ein System sozialer Indikatoren der sogenannten sozialistischen Lebensweise entwickelt, das verschiedene Dimensionen in insgesamt zwölf Bereichen, von der Kultur bis zur Arbeit, abbildete. Wir wollten die analytische Grundlage für eine Berichterstattung in Wissenschaft und Politik schaffen. Unser System blieb allerdings eher zum Trockenschwimmen verurteilt, eben weil es so schwierig war, an Daten zu kommen, und genauso schwierig, diese zu publizieren. Erst in der Endphase der DDR gab es dann vom Institut Berichte zur sozialen Lage, die unsere Fragestellungen und unsere Systematik aufgenommen hatten.

Wenn man von einer Boheme in der DDR sprechen will, kann man auch die Soziologie erwähnen. Meine Erfahrung war, dass die Wissenschaft, in meinem Fall die Soziologie, immer auch gewisse Freiräume bot. Natürlich gab es eine straffe



Eckhard Priller kam 1992 ans WZB und leitete zuletzt die Projektgruppe Zivilengagement. Im Oktober 2014 nahm er Abschied vom WZB. Diesen Vortrag hielt er am 12. März 2015 während der Tagung „Die DDR im sozialen Gedächtnis – theoretische und empirische Zugänge“, die der Arbeitskreis „Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen“ in der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie am WZB veranstaltete. *(Foto: David Ausserhofer)*

eckhard.priller@wzb.eu

parteiideologische Leitung, Planung und Kontrolle durch Organisationen und verschiedene Gremien, wie zum Beispiel einen wissenschaftlichen Rat für soziologische Forschung und ein Institut für Soziologie an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Zwischen der Akademie der Wissenschaften, also dem Institut für Soziologie und Sozialpolitik, und diesen Einrichtungen bestanden durchaus gewisse Spannungen, aber auch viele Übereinstimmungen. Man versuchte zumeist Konfliktfelder zu umgehen, da man wusste, dass bestimmte Auslandsreisen oder die Teilnahme an internationalen Soziologie-Kongressen die Zustimmung durch diesen Parteiapparat erforderten.

Die Wendezeit brachte auch in der DDR-Soziologie einen Aufbruch, der eine Reihe interessanter Publikationen zur Situation im damaligen Land hervorbrachte. Durch einen neuen Zugang zu Daten, ihre analytische Nutzung und die Publizierung der Ergebnisse zeichneten sich zum Beispiel der Sozialreport 1990, ein Frauenreport oder ein Berlin-Report aus, die im damaligen Institut an der Akademie erstellt wurden. Dabei gab es durchaus Vorläufer dieser Publikationen, die mehr oder weniger in den Schreibtischen lagen oder vorher nicht veröffentlicht werden durften. So gab es bereits vor 1989 eine Studie „Soziale Ziele und Bedingungen der ökonomischen Strategie“, die eine Art Sozialbilanz der DDR darstellte – in sieben Exemplaren. Diese sieben Exemplare wurden der Parteiführung übergeben, und die Ergebnisse, die für damalige Verhältnisse sehr kritische Einschätzungen enthielten, blieben streng geheim. In den Führungsetagen wollte man diese Ergebnisse nicht wahrhaben, und als Wissenschaftler lief man Gefahr, dass die Ergebnisse nicht akzeptiert und man selbst eher abwertend behandelt oder sogar mit Restriktionen belegt wurde. Der Untergang der DDR kam für Sozialwissenschaftler, die Zugang zu solchen Analysen hatten, nicht unerwartet. Gleichwohl gab es auch in der Wissenschaft eine Tendenz, kritische Ergebnisse zu relativieren und sich eher auf das Positive zu konzentrieren. Viele Studien waren in diesem Sinne auch von der Illusion getragen, dass man Veränderungen erreichen könne.

Wie ging die Projektfindung in der DDR vor sich, wie kam man zu seinen Themen? Individuell hat man sich weitgehend eingepasst in Themen der Institutionen, in vorhandene Konzeptionen und Pläne. Ich persönlich habe immer versucht, bestimmte Nischen zu suchen. Wenn man sich beispielsweise mit methodischen Fragen beschäftigte, stand man nicht so stark im Mittelpunkt der politischen Aufmerksamkeit, hatte dort gewisse Freiheiten, die oft bei inhaltlichen Themen weniger bestanden. Insgesamt gab es ein umfangreiches Planungssystem mit unterschiedlichen Ebenen und Zeiträumen, die aufeinander aufbauten und miteinander verbunden waren. Neben einem zentralen Plan der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung existierten Fünfjahres- und Jahrespläne der Institute, es gab Pläne auf Abteilungsebene, von Forschungsgruppen und schließlich persönliche Pläne. Wenn etwas erstmal in einem Plan drinstand, dann war das Projekt so gut wie abgesichert, denn der Plan war Gesetz. Das war ein großer Unterschied, den ich nach 1989 erfahren durfte: In der Bundesrepublik ist ein Plan kein Gesetz. Er ist ein Vorhaben, das man umsetzen kann, aber nicht muss.

Sozialwissenschaften West

Mit dem Ende der DDR wurde die Auflösung der gesamten Akademie der Wissenschaften mit ihren 30.000 Beschäftigten im Einigungsvertrag beschlossen. Die einzelnen Institute wurden evaluiert; es wurde geprüft, was und wer in das bundesrepublikanische Wissenschafts- und universitäre System passen könnte. Von den rund 120 Angestellten im Institut für Soziologie und Sozialpolitik waren das rund zehn Personen. Ich gehörte mit meiner thematischen Ausrichtung dazu. In den letzten Jahren der DDR hatte ich mich verstärkt mit Fragen der Sozialstatistik beschäftigt, ich war unter anderem eine Zeitlang im Statistischen Amt der DDR tätig, kannte mich also mit den Datenbeständen sehr gut aus. So gehörte ich zu einer kleinen Gruppe von drei Wissenschaftlern, die im WZB in die Abteilung von Wolfgang Zapf, Sozialstruktur und Sozialberichterstattung, eingegliedert wurde, um mit der „Landeskennntnis“ die Daten aus der DDR besser verstehen zu können.

Was ich vor und nach 1989 gemacht habe, ähnelt sich also. Und doch habe ich mir inhaltlich neue Felder erschlossen, wie gerade jene Forschung zum Nonprofit-Sektor, für die meine Tätigkeit am WZB zunehmend stand. Anfangs der 1990er Jahre empfand ich es im Rahmen eines Forschungsprojekts als sehr positiv, dass die Forschergruppe international zusammengesetzt war und nicht jene gewisse Reserviertheit zu spüren war, die oft bei Wissenschaftlern aus den alten Bundesländern vorlag.

Vieles war in dem neuen Umfeld, in den Sozialwissenschaften der Bundesrepublik, doch sehr anders, als ich es kannte. Nicht nur die Themenfindung lief nach ganz anderen Kriterien ab: Hier spielten Nachfragen aus Netzwerken eine sehr große Rolle, Kooperationen und Drittmittelfähigkeit, schließlich Lücken, Nischen, Defizite – der Neuigkeitswert. In der DDR war die politische Einflussnahme auf Themen und Inhalte sehr hoch. Planrealisierung war in der DDR oberstes Gebot, damit waren eine gewisse Kontinuität, Langfristigkeit, aber zugleich wenig Dynamik verbunden. Heute prägen eine sehr hohe Flexibilität, Trends zu ständig neuen Themen, die aufwendige Ressourcenerschließung die wissenschaftliche Arbeit in einem starken Maße.

Während in der DDR die institutionelle Vernetzung zentral war – ohne diese ging gar nichts –, hat heute die individuelle Vernetzung einen wesentlich höheren Stellenwert. Datenmangel und eingeschränkte Erhebungsmöglichkeiten zeichneten die DDR gerade in der soziologischen Forschung aus. Heute haben wir es eher mit einem Datenüberfluss zu tun – mit Geld ist alles machbar.

In der DDR hatte so gut wie jeder einen sicheren Arbeitsplatz. Die Motivation, in die Wissenschaft zu gehen, war nicht sehr hoch. Heute haben wir dagegen einen Überschuss an hochqualifizierten Wissenschaftlern, einen großen Bewerbungs- und Auswahlaufwand sowie hohen Leistungsdruck. Wer damals im Wissenschaftssystem drin war, war sicher eingebunden. Heute besteht eine große berufliche Unsicherheit im Wissenschaftsbereich, was ihn für junge Menschen zunehmend unattraktiver macht.

Soweit mein biografischer Einblick und meine Erfahrungen. Ein Abbild der Vergangenheit liefert das Gedächtnis sicher nicht, es geht vielmehr um eine Rekonstruktion der Vergangenheit – auch immer mit Hilfe der Gegenwart. Sie beschäftigen sich in dieser Tagung mit der DDR. Ich wünsche Ihnen neue Einsichten und Erkenntnisse. Die starken ideologischen Auseinandersetzungen der 1990er Jahre sind vorbei, das bietet die Chance für eine neue Etappe in der Forschung.